

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 28. Dezember 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 52.

Die Dhrfeigen.

(Schluß.)

Am folgenden Tage erhielt Madame nachstehenden Brief:
Madame!

Sie werden nicht in Abrede stellen, wie gröblich Sie gestern Abend den Geheimerath Bärwinkel, einen Ihnen ganz unbekanntem Mann von Stande, ohne die geringste Veranlassung von seiner Seite, nicht bloß mit Worten, sondern auch thätlich auf das Gröblichste injuriert haben. Er hat mich beauftragt, darüber bei den Gerichten die Klage wider Sie einzureichen, und auf Ihre Bestrafung, nach den Bestimmungen der Gesetze, anzutragen. Indes will er, aus Rücksicht auf die alte Freundschaft für Ihren Herrn Gemahl, davon absehen, wenn Sie sich zu einer Trennung der Ehe mit ihm, unter annehmliehen Bedingungen für solchen, verstehen, wodurch aller diesfälliger öffentlicher Scha dal, zu Rettung Ihrer Ehre, vermieden werden kaen.

Ich erwarte darüber bis spätestens morgen Vormittag, entweder Ihre schriftliche oder mündliche Erklärung. Erfolgt solche nicht, so wird die Klage unverzüglich einreichen

der Justizkommissarius Schwepper.

Hubert war mit etwas geschwellenem Backen bereits bei seiner Wollle auf dem Alexanderplatze, als seine Gattin dieses Schreiben erhielt. Sie las es mehrmals durch, und wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Sie führte zwar eine gute Faust, aber eine schlechte Feder. Nach einigem Hin- und Hersinnen schellte sie, und trug einem eintretenden Aufwärter auf, doch zu dem Justizkommissarius Schwepper zu gehen und ihn zu bitten, er möchte sich zu ihr bemühen.

Bärwinkel hatte mittlerweile Hubert wieder auf dem Wollmarkt aufgesucht, ihn von dem, was er gethan, in Kenntniß gesetzt, und als dieser bestürzt ausrief: „Mein Gott! Was hast Du gemacht!“ — sprach er: — „Ich verkenne Dich ganz, Freund! So hast Du, sonst ein so furchtloser Jüngling, Dich verkaufen können? Nimm es mir nicht übel, aber das sind die unseligen Folgen, wenn man dumme und leichtsinnige Streiche macht. Man gibt sich selbst muthwillig in die Sklaverei. Ermanne Dich jetzt! Ein so günstiger Zeitpunkt kommt vielleicht in Deinem ganzen Leben nicht wieder. Du, der Du Dich als Student vor dem Hieber des größten Renommisten nicht gefürchtet, zitterst jetzt vor einem Weibe! Psuy! so weit ist es mit Dir gekommen? Entweder läßt es Deine Frau zur Klage kommen, oder sie nimmt meinen Vorschlag an, in jedem Falle kannst Du von Ihr geschieden werden, und wenn Du Dein schmähhliches Joch länger thöricht tragen willst, so mag ich nichts weiter von Dir wissen, so sind wir geschiedene Leute auf ewig.“

Hubert gelobte ihm mit Hand und Mund, seinem Rath zu folgen.

Der Justizkommissarius stellte sich bei Mad. Hubert auf ihre Einladung ein.

Mit großer juristischer Kälte setzte er ihr alle die nachtheiligen Folgen auseinander, wenn sein Klient wider sie als Kläger aufträte; er schilderte sie ihr in den schwärzesten Farben, wobei er eine Menge lateinischer Gesetzstellen, die er ihr etwas frei ins Deutsche übersetzte, nebst einigen aus dem allgemeinen Landrechte citirte, und dann den Sühnevorschlag ihres Gegners als einen Akt der Versöhnung und des Edelmuths schilderte.

Sie schwankte lange in ihrem Entschlusse, ihr zornmüthiges Wesen behielt aber die Oberhand und mit einer Art von Trog erklärte sie:

„Ich muß es darauf ankommen lassen. Meinetwegen mag der Geheimerath klagen!“

„Sehr wohl, Madame!“ — erwiderte der Justizkommissarius — „mir kann es ganz gleich seyn. Wer nicht hören will, der muß fühlen.“

Er machte ihr eine kurze Verneigung und wollte sich entfernen.

Die kalte Bestimmtheit, womit der Rechtsanwält dieses Sprichwort ausgesprochen, fiel ihr aufs Herz. Sie fand, daß es am Klügsten sey, zwischen zwei Uebeln das Kleinste zu wählen, und als Schwepper die Hand auf die Thürklinke legte, rief sie:

„Noch ein Wort, Herr Justizkommissarius.“

„Wir haben nichts weiter mit einander zu verhandeln.“ — sagte er, ohne sich umzuwenden.

Da ergriff sie hastig und ängstlich seinen Arm und rief:

„So hören Sie doch, ich bitte Sie.“

Schwepper wandte sich jetzt um, und sie erklärte sich bereit, sich den Vorschlag des Geheimeraths gefallen zu lassen.

„Das ist auch das Klügste,“ — meinte der Justizkommissarius — „aber unter welchen Bedingungen?“

„Das ist meine Sache!“ — versetzte sie, in ihren alten Ton fallend.

„Doch nicht so ganz, wie Sie sich einbilden.“

„Das werd' ich mit meinem Manne abmachen.“

„Ich errathe Sie, Madame! mit diesem denken Sie schon fertig zu werden, aber mein Klient hat seine Verzichtleistung auf die Klage an eine Bedingung geknüpft, daß Sie sich bei der Trennung von Ihrem Gatten zu einer angemessenen Entschädigung verstehen sollen, und ehe Sie sich darüber nicht bestimmt erklärt und der Geheimerath solches annehmbar gefunden, kann ich mich auf nichts einlassen.“

Es begann nun ein langwieriger Handel über diesen Gegenstand; endlich verstand sich Madame Hubert, ihrem geschiedenen Ehemanne jährlich, bis zu seinem Ableben, 600 Thaler zu zahlen, diese sollten dergestalt auf ihre Grundstücke hypothekirt werden, daß sie ihm nicht bloß auf ihre Lebenszeit, sondern auch nach ihrem Ableben gesichert bleiben, und dieser Anspruch erst mit seinem Tode erlösche.“

Er nahm darüber ein förmliches Instrument auf, und entfernte sich.

Als Hubert um die Mittagsstunde wieder heimgekehrt war, fand er seine Frau in großer Agitation, ihre Augen schossen feurige Blitze auf ihn, aber sie wußte lange nicht, wie sie ihn von einem Ergebniß und einem Abkommen unterrichten sollte, von dem sie glaubte, daß es ihm unbekannt sey.

Endlich warf sie ihm den Brief des Justizkommisarius zornigglühend vor die Füße und schrie:

„Ich wollte, ich hätte Dich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Das sind nun die Früchte Deines verfluchten Besuchs! Da lies!“

Hubert hob den Brief von den Dielen auf, überließ ihn flüchtig, und eingedenk des seinem Freunde gegebenen Wortes, fragte er mit ungewöhnlicher Bestimmtheit:

„Was hast Du darauf beschlossen?“

„Dumme Frage! Vor Gericht werd' ich doch wohl nicht erscheinen? Das sollte mir fehlen!“

„Du hast also seinen Vorschlag angenommen?“

„Das versteht sich von selbst!“

„Da hab' ich denn doch auch noch ein Wort mitzusprechen.“

„Was fällt Dir ein?“ — fragte sie höhnisch.

Eben wollte er darauf antworten, da trat ein Tafeldeckler ins Zimmer und sagte:

„Madame! der Justizkommisarius Schwepper wünscht Sie zu sprechen.“

Es war ihr böser Genius, sie hatte nicht den Muth zu antworten, Hubert nahm das Wort:

„Er kann kommen!“

Seine Gattin warf ihm einen furchtbaren Blick zu, Schwepper trat ein, und wandte sich gleich an die Gegerin seines Klienten.

„Madame!“ — sprach er — „der Geheimerath Bärwinkel nimmt Ihren Vorschlag unter der Bedingung an, wenn Ihr Herr Gemahl damit einverstanden ist.“

„Das bin ich!“ — sprach Hubert, sich an den Justizkommisarius wendend — „aber ich weiß noch wenig von der ganzen Sache.“

„So? — das wundert mich! — Da es darauf hauptsächlich ankommt, so erlauben Sie mir, daß ich Sie davon in Kenntniß setze.“

Er zog nun die Verhandlung aus der Tasche und las sie Hubert mit lauter Stimme langsam vor.

„Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Hubert schüttelte den Kopf, und meinte, die Sache erfordere Bedenkzeit.

„Ich dünkte nicht,“ — sprach Schwepper — „Sie setzen sonst Ihre Frau Gemahlin und sich gewissermaßen selbst einer Prostitution aus; wenn Sie auch nicht aus Liebe und Achtung für sie dazwischen konsentiren wollen, so sollten Sie auf sich selbst Rücksicht nehmen.“

„Es mag drum seyn!“ — rief Hubert nach einem scheinbaren Besinnen aus, denn nichts konnte ihm willkommener seyn, als seines Freundes getroffene Maßregeln, ihn aus seinem irdischen Fesseln zu erlösen.

Nachdem der so verwickelte gordische Knoten so weit gelöst war, bis ihn das Schwert der Themis ganz durchhieb, und Bärwinkel davon Nachricht erhalten hatte, ging er selbst zu dem feindseligen Ehepaar.

„Er ist mir lieb,“ — sagte er sehr freundlich zu Madame Hubert — „daß Sie es nicht auf das Auserster haben kommen lassen. Unter den jetzigen Verhältnissen würde Ihnen jedoch mein Freund doppelt und hundertfach ein Dorn im Auge seyn. Ich mache Ihnen also, um Ihrer beiderseitigen Ruhe willen, den wohlge-meinten Vorschlag, sich gleich von einander zu trennen, bis die Ehescheidung ausgefertigt ist, das könnte sich noch lange verzögern, und ich biete Ihrem Gatten, meinem Freund, vorläufig meine Wohnung zu seinem Aufenthalt an, bis er anderweitig ein Unterkommen findet, wie er es braucht.“

„Meinetwegen mag er zum Henker gehen!“ — war die Antwort. — „So komm denn, Freund!“ — sprach Bärwinkel zu Hubert, indem er ihn unter den Arm faßte und aus dem Zimmer ging, und vor der Thür sagte er zu ihm: — „Bruder, ich gratulire! — Aber Du bist nun alt genug, um verständig zu werden. Ich

hoffe, daß Du die wilden Hörner nun endlich abgelassen haben wirst.“

Hubert umarmte seinen Freund mit Innigkeit, dankte ihm als seinem Retter, und schloß mit den Worten: — „Mit Freuden verlaß ich den Engel, denn er hat mich von einem Teufel befreit.“

Ein Jagdabenteuer in Indien.

(Aus dem Schreiben des Lieutenant Clarke von dem 26. Sivahiregimente entnommen.)

Im Juni 1833 reiste ich von Kutsch zu meinem Regimente ab, das damals zu Dija lag. Ich reiste mit einer doppelten Anzahl Bediente, Kameele u. dergl., und da ich immer die einen vorausschickte, so hatte ich nichts zu thun, als von einem Zelt zum andern zu reiten, wo ich in der Regel Alles zu meiner Aufnahme bereit fand. Als großer Jagdliebhaber hatte ich seit meiner Ankunft in Indien Jagdabenteuer mit der größten Begierde aufgesucht, was ich um so leichter thun konnte, da ich fast immer mit Detaschements abwesend war. Das Land, durch das ich jetzt reiste, war namentlich reich an Wildschweinen und schwarzen Böcken, unter denen ich eine große Niederlage anzurichten hoffte.

Am Morgen des 23. legte ich nach einem tüchtigen Frühstück den Weg nach meinem Zelte auf einem Hirkarrakameel*) zurück, und auf meine Frage, was es für Wild in der Nähe gebe, erwiderte mein Jäger (Schifari): „Wildschweine in Menge.“ Augenblicklich ließ ich die Pferde vorführen, bestieg mein Lieblingspferd, einen Araber, der mich schon auf mancher Schweinsjagd getragen, und begleitet von drei Bedienten und vierzehn Kulis oder Treibern machte ich mich auf den Weg. Das Land war undulirend, mit zahlreichen kleinen Tamariskengebüschen besetzt, in dieser Jahreszeit ohne eine Spur von Anbau. Schon waren wir ziemlich weit geritten, ohne etwas Anderes als einige Ferkel aufzustöbern, die wir unbeachtet laufen ließen; meine Geduld und meine gute Laune waren fast zu Ende, als mein Schifari mir die Fährte eines großen Ebers zeigte. Sie schien ganz frisch und ich beschloß ihr zu folgen. Wir ritten eine halbe Stunde weit, ohne ihn aufzufinden, als wir beim Umwenden um die Ecke eines kleinen Wäldchens plötzlich auf einen todten Dachsen stießen, etwa dreißig Schritte davon war ein zweiter, und kaum hundert davon der Eber, den wir suchten. Die Kulis sammelten sich plötzlich umher, und ich vernahm die Worte: Löwen! Löwen!

Aufgebracht über die vereitelte Hoffnung stieg ich ab, und mein Schifari zeigte mir die Löwenfährte. Wir konnten deutlich unterscheiden, daß es ihrer sechs waren, und da sie gewöhnlich bei Nacht zurückkehren, um ihre Beute zu verzehren, so zweifelte ich keinen Augenblick, daß sie in der Nähe seyen. Ich ergriff ein Gewehr, und überredete nicht ohne Mühe die Kulis, der Fährte zu folgen. Sie führten uns nach einer mit Tamarisken bewachsenen Schlucht, die im rechten Winkel auf den nahen Fluß Barnasse zuführte. Wir drangen in das Gebüsch, jeden Augenblick erwartend, auf die Löwen zu stoßen, was um so gefährlicher war, als die Tamarisken, die nur etwa mannhoch sind, ein sehr dichtes Gebüsch bilden. Indessen kamen wir durch, ohne einen Löwen gesehen zu haben, und entdeckten jetzt, daß fünf sich gegen das Bett des Flusses hingeschlichen, und der letzte, ein sehr großer, auf einem Umweg wieder in's Dickicht, und zwar gleichfalls gegen den Fluß hin gedrungen war. Diesem beschloß ich zu folgen. Bald fanden wir ihn am Rande des Flusses im Gerbüch. Kaum war ich hineingetreten, als ich einen Schrei hörte, und als ich um einen Busch herum ging, der mir die Aussicht versperrte, erblickte ich eine ungeheure Löwin, die mit furchtbaren Sätzen davoneilte; ich schoß und fehlte, worauf ich meinem Be-

*) Ein Kauffameel, wie es die Couriere, Hirkarrak's, reiten.

dienten zurief, sie im Auge zu behalten. Er spornte sein Ross, kehrte aber bald zurück mit der Nachricht, sie hätte sich in eine große Höhlung geflüchtet. Er führte mich bis auf eine Entfernung von 40 Schritten zur Stelle, wo sie lag und uns anstarrte. Ich hob mein Gewehr und schoß, sie erhob ein furchtbares Gebrüll und stürzte heraus, — ich hatte sie in die Schulter getroffen, denn als sie durch das fast trockene Bette des Flusses setzte, ging sie auf drei Füßen. Mein Bedienter folgte ihr, sie wandte sich, unter furchtbarem Gebrüll gegen ihn um, er eilte rasch hinweg, und sie stellte sich nun unter einen einzelnen Baum. Hier stand sie gerade vor uns, fast so groß wie ein Ochse, die Zunge herausgehängt, peitschte die Seiten mit dem Schweif und brüllte furchtbar. Ich schickte nun alle meine Begleiter zurück, spannte den Hahn, nahte ihr langsam bis auf 40 Schritte, brannte los und traf sie, wie ich glaube, in den Bauch. Als sie den Schuß erhielt, senkte sie den Kopf und stürzte gegen mich, als wäre sie tödtlich verwundet; plötzlich aber, kaum noch zehn Schritte von mir, wandte sie sich abermals um gegen das Flussbett, ging nach dem andern Ufer und dort in ein dichtes Geröbricht.

Meine Leute drängten sich um mich und versicherten, sie sey tödtlich verwundet, ich selbst fing an sie für ein feiges Thier zu halten, und glaubte, ich hätte nichts mehr zu thun, als mich meiner guten Beute zu bemächtigen. Alsbald lud ich mein Gewehr von neuem, und obgleich die Sonne im Zenith stand, und die Hitze ungemein groß war, folgte ich ihr doch immer noch zu Fuße. Wir drangen jetzt in das Geröbricht ein, das so dick war, daß ich nicht einen Schritt vor mir sehen konnte. Eine Zeit lang ging ich vorwärts, ohne auf etwas zu stoßen, bis endlich einer der Kuli's ausrief: „Sahib, Sahib, hörst Du nichts?“ Ein Augenblick herrschte Todtenstille, dann hörte ich deutlich das Schnauben eines wilden Thieres; ich blickte mit gespanntem Auge nach der Richtung hin, konnte aber immer noch nichts sehen. Inzwischen hatten alle Kuli's die Flucht ergriffen, und mich mit meinem Schifari allein gelassen, der jetzt ausrief: „dort, Sahib, dort im Busch.“ Jetzt bemerkte ich die Löwin, die dasaß wie ein Hund, und mit ausgereckter Zunge uns anstarrte. Ich erhob mein Gewehr; aber von Aufregung und Hitze zitterte mir die Hand so sehr, daß ich überzeugt war, ich würde fehlen. Ich ließ das Gewehr sinken und sagte meinem Schifari, er solle schießen. Er war ein vortrefflicher Schütze, der in meiner Gegenwart eine Bouteille auf 120 Schritt zusammengeschoffen hatte, aber er rief: „nein, nein, Sahib, ich kann nicht schießen, ich fürchte mich, sie nicht zu treffen.“ Ich drohte ihn zu erschließen, wenn er noch zaudere, gab ihm das Gewehr in die Hand und ging, um ihm Muth zu machen ein wenig auf seine linke Seite. Er schoß, fehlte, warf das Gewehr weg und floh. Im Augenblick, wo das wüthende Thier den Schuß hörte, sprang es heraus. Einen Augenblick hielt ich inne, dann wandte ich mich und floh, um mein Leben zu retten. Der Boden war schwerer Sand, ich hatte Spornen und Reitkamaschen an, und war darum nicht weit gekommen, als ich hart hinter mir das Brüllen der Löwin hörte. Ich blickte um, sie war nur noch einige Schritte von mir, ich suchte auf die Seite zu springen, aber mein Muth sank und meine Beine versagten mir den Dienst. Mit einem Sprunge stürzte sie mich zu Boden, wäre ihr Bein nicht zerbrochen gewesen, der erste Schlag hätte mich sicherlich getödtet. Sie packte mich am untern Theil des Rückens, schüttelte mich wie die Rage eine Maus, und zerriß mich fürchterlich, dann warf sie mich auf das Gesicht zu Boden, packte nun meinen linken Arm und biß und nagte daran, daß ich im Wahnsinn des Schmerzes den rechten Arm ausstreckte und sie am Ohr packte. Sie ließ jetzt meinen linken Arm los und packte meine rechte Faust; inständig betete ich, daß der Tod mich erlösen möge. Augenscheinlich erschöpft streckte sie sich jetzt der Länge nach nieder, eine Lage auf meinem rechten Schenkel, die andere etwas zurückgezogen zwischen meinen Füßen, die Zunge ausgereckt und schnaubend wie ein matter Hund starrte sie mir gerade in's Gesicht. Ein unbedeutliches Gefühl sagte mir, mein Auge könnte sie vielleicht schrecken, so erhob ich denn mei-

nen Kopf etwas — denn sie hatte mich auf eine erhöhte Stelle hingeworfen und wir lagen und schauten einander an.

Mein indischer Bedienter, der zehn Jahre bei mir gewesen war, hatte sich inzwischen auf 12 Schritte genähert, und ich hörte ihn rufen: „o Gott! o Gott! Sahib, was soll ich thun? das Pferd will nicht näher heran.“ „Laß es laufen und hilf mir!“ er kam aber nicht, und ich wagte meinen Kopf nicht zu drehen und mein Auge nicht abzuwenden. „Großer Gott! Du wirst Deinen Herrn nicht sterben lassen, wie einen Hund, ohne ihm zu helfen?“ Er kam nicht und ich vernahm nur seine Schreckensrufe. Endlich, als mir das Auge verging und der Tod unvermeidlich schien, da sprang das Thier von mir auf, rannte etwa 20 Schritte weit weg und — fiel tod nieder.

Jetzt sammelten sich meine Leute, und trugen mich nach dem nächsten Dorfe. Ich war fast nackt, meine Kleider waren in Streifen zerrissen; zwei oder dreimal fiel ich in Ohnmacht, bis ich dort ankam. Sie wuschen meine Wunde mit warmem Wasser, verbanden sie mit leinenen Lumpen und führten mich nach meinem Zelt. Mein Bedienter ritt auf meinem Lauffamele vierzig Meilen weit, bis er einen englischen Offizier traf. Dieser kam eilig herbei und geleitete mich nach einer englischen Station, wo ich in der Mitte des vierten Tages ankam, nachdem mich meine Leute 100 Meilen getragen, und die um meine Wunden geschlagenen Lumpen angefeuchtet hatten, damit sie nicht daran kleben möchten. Sieben Wochen lang konnte ich mein Bett nicht verlassen.

Ich behalte den Schädel meiner furchtbaren Feindin, die Trophäe meines schwer errungenen Sieges, so lange ich lebe.

S e e f a h r t e n .

Ein Brief aus Sydney vom 23. Juni d. J. datirt und am Bord des Kriegsschiffs Hyacinth geschrieben, meldet Folgendes: „Wir segelten von hier mit dem Gouverneur nach Twosold Bai, um dort eine Niederlassung anzulegen. Am 17. April angekommen, fanden wir dort bereits fünf Engländer, denen es sehr gut geht; sie hatten 800 Stück Rindvieh und Schafe und Schweine ohne Zahl. Die Offiziere wurden von ihnen mit 5 Zentnern Kartoffeln und 6 Schafen, die Schiffsmannschaft mit einem fetten Ochsen beschenkt. Wir segelten am 23. nach Neuseeland und dann nach Otahaiti. Die Königin kam zu uns an Bord, und speiste mit dem Kapitän; sie wurde mit 11 Schüssen begrüßt. Nach Aufhebung des Gastmahls machte ihr der Kapitän mehrere Kleidungsartikel zum Geschenk, welche sie mit um so größerer Freude annahm, als sie derselben sehr nothwendig bedurfte. Sie ist eine gut gebaute Frau, und spricht etwas Englisch. Die Missionäre hier üben einen großen Einfluß auf sie aus. Die hier bestehenden Mäßigkeitsgesetze sind so streng, daß kein spirituosöses Getränk gelandet werden darf, und jeder hier ansässige Europäer selbst, sobald er irgend ein spirituosöses Getränk genießt, einerlei ob es ihn berauscht oder nicht, in eine zwischen dem Missionär und der Königin zu theilende Geldbusse von 40 Dollars genommen, oder, im Fall des Unvermögens, zum Arbeiten auf den Landstraßen auf drei bis vier Monate verurtheilt wird. Die Königin beschenkte die Schiffsmannschaft reichlich mit Viktualien.

Am 14. Mai segelten wir weiter nach Tongataboo, und langten daselbst am 25. an. Die Eingebornen sind nicht so civilisirt als die Otahaiter; sie gehen beinahe ganz nackt. Der König kam an Bord und speiste mit dem Kapitän. Es befinden sich hier zwei amerikanische Missionäre. Die Eingebornen sind alle von großer schwächlicher Statur. Sie haben großen Ueberfluß an Federvieh, Schweine u. s. w. Ihre Kriegsböte, mehr als 100 Fuß lang, vermögen 300 Mann zu fassen. Wir hatten hier die Nachricht erhalten, daß eine französische Brigg von den Fegees aufgebracht worden sey, da aber unsere

Lebensmittel sehr geschmolzen waren, so sahen wir uns genöthigt, nach Sydney zurückzukehren, woselbst wir wohlbehalten am 18. Juni anlangten.“

Erblicher Selbstmord.

Doktor Gall erzählt folgende zwei merkwürdigen Fälle, wo der Selbstmord erblich vorkam. „Herr Gauthier, Eigenthümer mehrerer Niederlagehäuser in Paris, hinterließ sieben Kinder und ein Vermögen von zwei Millionen Franken. Alle blieben in Paris und der Umgegend auf ihrem Eigenthum und einige vermehrten es noch durch Handelspekulationen. Keinen traf wirkliches Unglück und alle genossen die beste Gesundheit, hatten hinreichendes Vermögen und allgemeine Achtung. Alle litten aber durch den Hang zum Selbstmorde, dem sie alle sieben und in einem Zeitraum von 30 bis 40 Jahren unterlagen; Einige erhängten, Andere ertränkten und Andere erschossen sich. Einer von den zwei Letzten hatte Sonntags 16 Gäste zum Mittagessen geladen. Man trug die Speisen auf und suchte den Herrn, der nicht antwortete und in einer Scheune erhängt gefunden wurde. Noch vor einer Stunde hatte er ruhig seinen Dienstboten Befehle ertheilt und mit seinen Freunden sich unterhalten. Der Letzte, Besitzer eines Hauses in der Straße Richelleu, hatte dasselbe um zwei Stockwerke erhöhen lassen, erschrak über die Ausgabe, glaubte sich zu Grunde gerichtet, wollte sich tödten, wurde dreimal daran verhindert und erschoss sich zuletzt. Die Erben hatten nach Bezahlung aller Schulden noch ein Vermögen von 300,000 Franken. Er war damals 45 Jahre alt.“ — Ferner erzählt Doktor Gall: „Jemand hatte sich in einem Hause von Paris umgebracht; sein Bruder, der dem Leichenbegängnisse beiwohnte, rief, indem er die Leiche sah, aus: „welches Unglück! mein Vater und mein Oheim haben sich getödtet, mein Bruder ahmte ihnen nach und ich selbst wollte mich während meiner Reise schon zwanzig Mal in die Seine stürzen.“ —

Spanische Rache.

Zwei unzertrennliche Freunde gingen mit einander, wie gewöhnlich, zu einem Stiergefechte. Während des Schauspiels entstand ein Streit zwischen ihnen darüber, welcher von den beiden Segnern sich am besten gehalten habe; es kam zu Thätlichkeiten und Manuel blieb Sieger, Vincenz erhielt das Bedauern und die Abbitte seines Freundes, schwur sich aber, bei der ersten Gelegenheit sich zu rächen. Einige Tage nachher lud er seinen Freund ein, ihn zu einem Oheime zu begleiten, um dort eine Heerde vortrefflicher Stiere zu sehen. Nach Tisch wollten die beiden jungen Leute die Thiere besuchen. „Run komm,“ sagte Vincenz, „jetzt will ich Dir den wüthendsten zeigen.“ Die Thüre wurde vorsichtig geöffnet; der Stall war ganz niedrig und finster. „Wir können noch ein wenig ohne Gefahr näher gehen,“ meinte Vincenz. Manuel that einen Schritt, sobald aber sein Körper ganz innerhalb der Thüre war, warf sie Vincenz heftig ins Schloß, zog den Schlüssel ab und schleuderte ihn weg. Manuel hatte nur einige Minuten Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Der durch den Lärm aufgeschreckte Stier erhob sich und richtete seine funkelnden Augen auf sein Opfer, das nicht einmal einen Mantel hatte, um das Thier zu ermüden und Zeit zu gewinnen. Die Decke wurde durch einen sehr starken steinernen Pfeiler getragen; der Stier senkte bereits die Hörner. Manuel lehnte sich mit dem Rücken gegen den Pfeiler und forderte seinen Feind durch lautes Rufen heraus. Der Angriff begann, aber das scharfe Auge des Spaniers erspähte den günstigen Augenblick und als die Hörner ihn fast berührten, schlüpfte er gewandt hinter dem Pfeiler und sah den Stier todt zu seinen Füßen sinken, denn

durch den gewaltigen Stoß an den Pfeiler hatte er sich den Kopf zerschmettert. Das Rufen Manuels brachte ihm bald Hilfe. Vincenz befand sich bereits auf dem Rückwege. Manuel schwang sich rasch auf sein Pferd und jagte seinem Mörder nach; bald sah er ihn in der Ferne und holte ihn, da er ein besseres Pferd hatte, schnell ein. Dann hörte man einen Flintenschuß; Vincenz stürzte und wurde begraben, ohne daß eine Untersuchung stattfand. Manuel verließ seine Heimath und man glaubt, er habe sich nach Amerika begeben.

Traurige Ueberraschung.

Nach unsäglichem Beschwerden war der General von Dohs auf dem Rückzuge von Moskau in Orsja angekommen und ging zum Bürgermeister Berk, bei welchem er auf dem Hinmarsche einquartirt war, um wieder Aufnahme zu suchen. Der General bat um ein kleines Zimmer, das er kannte. „Ja,“ — hieß es — „in diesem liegt ein kranker westphälischer Offizier, der aber wahrscheinlich heute noch sterben wird; dann sollen Sie es haben!“ Der General geht hinauf, den Landmann und Kameraden zu sehen. Wen findet er? den eigenen Sohn, der in der Schlacht bei Mosaisk zwei schwere Wunden erhalten hatte, den er gleich nach dem Vaterlande zurückgesendet, den er längst in Sicherheit geglaubt hatte! Allein zu den Wunden war auf der Reise ein heftiges Nervenfieber gekommen und so das Fortbringen unmöglich geworden! Da stand nun der Vater am Lager des besinnungslosen Sohnes! Run, er hoffte doch, ihm die Augen zudrücken zu können. Aber sieh' da, es kommt der Befehl, schon in zwei Stunden wieder fortzumarschiren! Was sollte der Krieger nun thun, um den strengen Dienst und die Vaterliebe in Einklang zu bringen? Ein Kamerad gab ihm ein Wägelchen mit Leinwand bedeckt. Darauf legte er den Sohn und ließ ihn nicht aus den Augen. Stunden lang führte er selbst die Hügel und brachte das theure Pfand der Liebe durch Hohlwege, Wägengebränge und Menschengewühl. Der Himmel aber und die reine Luft half. Sein Sohn genas. Glücklich langten Beide in Preußen nach unsäglichem Gefahren an, als sie beim Uebergange über die Beresina noch einmal getrennt gewesen, jedoch wieder glücklich vereint worden waren.

Zur Warnung für Eltern.

Aus Kirdorf, im Kreise Bergheim, schreibt am unterm 19. d.: In unserer nachbarlichen Gemeinde Millendorf, in der Pfarre Lipp gelegen, hat sich in dieser Woche ein Unglücksfall ereignet, der allen Eltern wieder eine derbe Lehre gibt und sie auffordert, ihre Wachsamkeit auf die lieben Kleinen zu verdoppeln. Die Kinder eines achtbaren Tagelöhners hatten am frühen Morgen sich einige Kartoffeln unten in den Ofen gelegt, um sie in der Asche zu braten. Der Vater war zur Arbeit, die Mutter mit Waschen beschäftigt. Ein Knabe von 5 Jahren machte sich immer mit den Kartoffeln zu schaffen, und saß vor dem Ofen, um zu untersuchen, ob sie bald lange genug in der glimmenden Asche gelegen, und essbar wären. Bei diesem Sigen muß ihm eine nicht ausgebrannte Kohle auf sein Röckchen gefallen seyn, und dieses angezündet haben. Die Mutter vom Aufhängen der Wäsche in das Zimmer kommend, sieht das arme Kind in Flammen, denn alle Kleider waren vom Feuer ergriffen. Nicht wissend was zu thun sey, ergreift sie den unglücklichen Kleinen, taucht ihn in ein Gefäß kalten Wassers und hofft so den Brand zu löschen und das Kind zu retten. Jenes gelang ihr, aber dieses war nicht möglich. Das Kind war so beschädigt, besonders an den edelsten Theilen, daß es an demselben Nachmittage noch eine Beute des schmerzhaftesten Todes war. Die Mutter ist in einen stumpfen, lautlosen Zustand gefallen.